

## Rektor Staffelbach wiedergewählt

**Universität** Auf Antrag der Wahlversammlung ist **Bruno Staffelbach** für weitere vier Jahre als Rektor der Universität Luzern bestätigt worden. Dies sei ein Auftrag, den eingeschlagenen Weg weiterzuverfolgen, wird Staffelbach in einer Mitteilung der Uni zitiert. «Es geht vor allem um die Entwicklung des Departements Gesundheitswissenschaften und Medizin sowie einer Weiterbildungs- und einer Graduiertenakademie». Der 62-jährige ist seit dem 1. August 2016 Rektor, seine erste Amtszeit endet Ende Juli 2020. (rt)

## Luthern bewilligt Schulhaus-Kredit

**Versammlung** Luthern kann das Schulhaus im Dorf sanieren. Die 125 anwesenden Stimmberechtigten haben an der Gemeindeversammlung einen Sonderkredit über 1,68 Millionen Franken einstimmig genehmigt. Damit werden im Trakt B die Fenster ersetzt, die Fassade gedämmt und verkleidet sowie das Dach gedämmt und mit einer Fotovoltaikanlage eingedeckt. Im Inneren werden unter anderem haustechnische Installationen erneuert und die Böden ersetzt. Geplant ist weiter eine neue Treppenanlage mit Personenlift. Die Arbeiten sollen während der Sommerferien 2020 ausgeführt werden.

Die Versammlung segnete auch das Budget 2020 mit einem Minus von rund 255 000 Franken bei einem Aufwand von 13,6 Millionen Franken ab. (sda)

## Eschenbach setzt auf Fotovoltaik

**Energie** An der Gemeindeversammlung wurde ein Sonderkredit von 1,6 Millionen Franken, abzüglich einer Einmalvergütung von 429 000 Franken (eidgenössisches Energiegesetz) grossmehrheitlich genehmigt. So können die Fotovoltaikanlagen auf den Dächern der Schulanlagen und des Kies- und Werkhofs sowie ein Arealnetz gebaut werden (wir berichteten). Mit der Investition spart die Gemeinde jährlich netto 60 000 Franken. Weiter genehmigte der Souverän einstimmig das Budget mit einem Gewinn von 4635 Franken. Der Steuerfuss liegt bei 1,4 Einheiten. Zustimmung fand auch der Kauf von Stockwerkeigentum für die Gemeindeverwaltung an der Oeggenringenstrasse 12. (ep)

## Morgen

### Abschlussgottesdienst vor Kirchenabriss

**Wiggen** Morgen Sonntag findet um 10 Uhr der letzte Gottesdienst in der reformierten Kirche Wiggen statt. Die baufällig gewordene Kirche wird abgerissen (Ausgabe vom 8. November). Nach dem Gottesdienst findet ein Apéro im Mehrzweckraum beim Schulhaus statt. (avd)

# Sie hat ein Tabuthema untersucht

600 Totgeburten gibt es jährlich. Die Hochschule Luzern zeigt, wie Betroffene besser betreut werden können.

**Roseline Troxler**

Fast jeden Tag geschehen in der Schweiz zwei Totgeburten und Spätaborte. Bei den um die 600 Fällen jährlich handelt es sich um Todesfälle, die zwischen der 22. Schwangerschaftswoche und der ersten Woche nach der Geburt passieren. «Obwohl die Zahl im Vergleich zu allen Schwangerschaften bei unter einem Prozent liegt, ist jede Totgeburt ein tief greifendes Ereignis für die Eltern und deren Umfeld», sagt Claudia Meier Magistretti. Die Professorin und Forschungsleiterin an der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit ist Autorin der Studie «Wenn der Lebensanfang auf den Tod trifft».

Vor fünf Jahren hat Meier Magistretti eine Studie zur nachgeburtlichen Begleitung von Frauen verfasst. «Es zeigte sich, dass sich Frauen mit stillen Geburten emotional schlecht begleitet fühlten und dies, obwohl Ansprechpersonen da gewesen wären.» Für die aktuelle Studie hat die Autorin diverse Interviews mit Betroffenen geführt und so ein Modell entwickelt, wie eine gute Begleitung von Müttern bei einem perinatalen Kindstod aussehen könnte. Das Modell wurde in Expertengruppen überprüft.

Claudia Meier Magistretti betont, dass das Thema in der Schweiz nach wie vor tabuisiert wird. «Viele Frauen sprechen nicht mal mit ihren Freundinnen darüber.» Gründe ortet sie darin, dass die Themen Sexualität und Geburt emotional sind und stark ins Private gedrängt würden. Dann liege es daran, dass man generell nicht gerne an den Tod denke. «Der kollektive Umgang mit dem Tod ist verloren gegangen.» Und die Tabuisierung liege auch an der Machbarkeitsideologie. «Die Medizin



Studienautorin Claudia Meier Magistretti beim Inseli.

Bild: Plus Amrein (Luzern, 27. November 2019)

propagiert, dass sie das Gebären beherrscht. Eine Totgeburt kann als Kränkung gesehen werden.» Die Tabuisierung von Totgeburten erschwere die Situation der betroffenen Eltern zusätzlich. Ausserdem würden werdende Mütter und Väter kaum auf tödliche Komplikationen während

der Schwangerschaft oder der Geburt vorbereitet.

### Spitäler orientieren sich zu stark an Organisationslogik

Die fehlende Sensibilisierung hat laut der Studienautorin zur Folge, dass sich die Abläufe in den Spitälern zu oft zu stark an

der Organisationslogik orientieren, statt an den Bedürfnissen der Eltern. «Uns wurden Erlebnisse geschildert, die verletzend für die Eltern sind und mit relativ einfachen Mitteln verhindert werden könnten.» Als Beispiel nennt sie, dass eine Frau mit einem toten Baby im Bauch die

Nacht vor der Geburt unmittelbar neben gebärenden Müttern mit gesunden Kindern verbringen musste. «Die Fachkräfte stehen in einer grossen Verantwortung. Ihr Verhalten ist mitentscheidend für das Wohlbefinden von betroffenen Eltern.» Wie stark ausgeprägt die Langzeitfolgen eines Kindsverlustes wie posttraumatische Belastungsstörungen oder Depressionen sind, hänge stark von der Begleitung ab.

Doch wo braucht es Anpassungen? «Es ist entscheidend, dass die Betroffenen durch den ganzen Prozess hindurch eine Bezugsperson haben und wissen, an wen sie sich wenden können», sagt Meier Magistretti. Ausserdem sollten Eltern aktiv Hilfe erhalten. «Die Mitteilung, dass das Baby im Bauch tot ist oder nach der Geburt stirbt, nehmen Eltern unter Schock auf. Wenn dann nach einer Weile Fragen kommen, sind die Ärzte oft nicht verfügbar.» In dieser Phase hätten die Eltern nicht die Kraft, jemanden anzurufen. «Hier braucht es eine Person, die auf die Eltern zugeht.» Zudem sollen die Frauen bestärkt werden, natürlich zu gebären. «Die Mütter finden die Vorstellung zunächst schlimm, das tote Kind noch ein paar Tage im Bauch zu behalten und natürlich zu gebären. Aber das ist für den Verarbeitungsprozess zentral.»

Trotz vieler Kritikpunkte unterstreicht sie, dass viele Institutionen bereits eine gute Begleitung bieten – gerade in Zusammenarbeit mit Freiwilligen. «Das Modell soll helfen, die Begleitung zu verbessern, ohne dass jedes Spital das Rad neu erfinden muss.» Die Autorin strebt an, eine Website einzurichten, die für Betroffene und Fachpersonen Informationen zur Verfügung stellt. Derzeit wird die Finanzierung abgeklärt.

## Betroffene Mutter: «Ein Teil von uns fehlt für immer»

**Schicksal** «Ich stelle mir oft vor, wie Mia jetzt Guetzliteig essen oder ihren Bruder rumkommandieren würde», sagt Anita Müller\* (Name geändert). Ihre Tochter wäre bald vierjährig. Wäre. Denn sie starb bei der Geburt völlig unerwartet. Die Todesursache fand man nie heraus. Nichts hatte darauf hingedeutet.

«Es war eine Bilderbuchschwangerschaft», sagt Anita Müller. Bei der Geburt bemerkten die Ärzte dann, dass mit den Herzrhythmen der Kleinen etwas nicht stimmt. Sie entscheiden sich für einen Notkaiserschnitt. «Bei der Vorbereitung spürte ich plötzlich, dass es zu spät ist.» Als sie aus der Narkose aufwacht, hält ihr Mann Mia in den Armen und muss ihr das Unbegreifliche mitteilen. Mia ist gestorben. So viele Emotionen auf einmal kommen in ihr auf. «Ich war glücklich, meine Tochter zu sehen, verspürte Stolz. Gleichzeitig waren da Fassungslosigkeit

und ein enormer Schmerz.» Sie habe nicht gewusst, wie sie die nächsten Tage überleben sollte.

Was die Familie bis heute nicht begreifen kann: Schon kurz nach Mias Tod wollte die Staatsanwaltschaft sie mitnehmen, um den Todesfall zu untersuchen. Obwohl die Eltern gebeten hatten, dies zu unterlassen. Die Hebammen hätten sich eingesetzt, dass sie noch etwas mehr Zeit mit Mia bekamen. «Heute noch fehlen mir weitere Stunden mit ihr. Ich hätte gerne ihre Gesichtszüge genauer angeschaut, mir jedes Detail zu merken versucht, ihr übers Haar gestrichen und die Kleine ihren Grosseltern gezeigt.»

Ganz anders sieht es mit den Mitarbeitern im Spital aus. «Sie gaben uns enormen Halt, Kraft und Zeit.» Zudem boten sie an, dass ihr Mann mehrere Nächte bei ihr schlafen konnte und verlegten sie auf eine andere Station, «wo wir nicht bei den Ma-

mis und Babys sein mussten». Einige Hebammen seien gar zur Beerdigung gekommen, und sie stünden heute noch in Kontakt.

Was dem Paar aber teils fehlte, waren ganz praktische Informationen – etwa zur Art der Bestattung, zur Aufbahrung zu Hause oder dazu, wie man den Tot Freunden kommuniziert.

### «Wir erzählen unseren Buben von ihrer Schwester»

Anita Müller und ihr Mann haben seither zwei weitere Kinder bekommen. «Wir sind sehr dankbar für die zwei Wunder», betont sie. «Mia ist stets präsent, und wir erzählen den Buben von ihrer Schwester», sagt die Luzernerin, während sie das Geburtskärtchen von Mia zeigt, das auch gleich eine Todesanzeige ist. Auf den Bildern wirkt es, als schlafe sie friedlich.

Mit ein Grund, dass Anita Müller bereit ist, hier ihre Geschichte zu erzählen, ist die

Tabuisierung des Themas Totgeburten. «Viele Menschen wissen nicht, wie sie damit umgehen sollen.» Auch die Müllers mussten akzeptieren, dass sich einstige Freunde abgewendet haben. Dabei brauche es gar nicht so viel – schon gar nicht grosse Worte. Besonders dankbar sei sie gewesen, wenn jemand etwas mit ihr unternahm, ihr einen Blumenstrauß sandte oder einfach an sie dachte. Worte wie «du bist ja noch jung und kannst noch Kinder haben», seien hingegen alles andere als hilfreich. «Von unserer Familie wurden wir oft sehr getragen und gestützt. Es war aber manchmal einfacher, Hilfe von etwas weniger Nahestehenden anzunehmen – zum Beispiel Arbeitskolleginnen.»

Anfangs zweifelte Anita Müller, je wieder glücklich sein zu können. Als es dann mal wieder fröhliche Momente gab, hatte sie oft ein schlechtes Gewissen. «Auch heute habe ich manchmal

den tiefen Wunsch, bei ihr zu sein. Gäbe es Besuchszeiten im Himmel, wäre ich die erste, welche sie nutzen würde.» Durch den Verlust wurde der Glaube noch wichtiger. «Ich habe oft mit Gott geschimpft.» Die Wellen der Trauer kämen noch, aber seien schwächer und seltener geworden. Sinnbildlich sagt die Mutter: «Ein Jahr nach Mias Tod kaufte ich einen Weihnachtsbaum. Er war perfekt bis auf zwei fehlende Äste. Ich schmückte ihn und merkte, dass er unsere Familie widerspiegelt. Egal, was wir tun, ein Teil von uns fehlt für immer.»

**Roseline Troxler**

### Hinweis

Die Fachstelle Kindsverlust bietet Betroffenen und Fachpersonen kostenlose Beratung an. Ab Januar starten in Luzern Gesprächsgruppen. Weitere Infos unter [www.kindsverlust.ch](http://www.kindsverlust.ch)